INNENAUSSICHTEN

Der Kopf summt wie ein Wespennest. Es chräsmet und surrt. Schon kleinste Bewegungen machen die Wespen wütend. Bei Erschütterungen stechen sie wild und unkontrolliert zu. Aufruhr im Kopf. Reglos liege ich im Dunkel und denke mich zurück.

Das Mädchen hat keine Wespen im Kopf. Sie läuft an einem sonnigen Sommertag über die grünen Wiesen. Vorbei an schellenden Kühen, gackernden Bauernhöfen und der kinderverlassenen Dorfschule. Noch einmal um den Rank und sie erreicht die Landbäckerei. Das Mädchen betritt den Laden, begleitet von leisem Gebimmel. Sie atmet den Duft der frischen Backwaren ein und kann auf den Zehen stehend knapp über den Holztresen in die Backstube sehen. Die Frau des Bäckers kommt. Sie trägt eine Schürze und ein Bürzi. Ihr langer Zopf lauert wie eine Schlange auf ihrem Kopf. Das Mädchen legt die Münzen auf den Tresen und nimmt das grosse Brot. Es ist noch warm und in dünnes Papier gewickelt, das leise raschelt. Sie trägt das Brot wie ein Bäbi, fest an den Körper gedrückt. Die Bäckersfrau öffnet ihr die Tür. Merci vielmal.
Das Mädchen schnuppert am Brotlaib. Sie läuft bis zum Rank. Dann beisst sie in den Gupf. Die leicht angebrannte Kruste kracht im Mund. Langsam zerkaut sie den grossen Bitz zu einem süsslichen Brei.

Das Krachen des Brotes erschreckt die Wespen in meinem Kopf. Ich beruhige sie. Zähle alle Worte für den Brot-Anschnitt auf, die ich im Laufe meines Lebens kennengelernt habe: Gupf, Chnuscht, Knerzel, Scherzel, Ranft, Bödeli, Aschnitt, Mürgu, Füdli, Fux, Kanten, Ahau, Afisch. Wörter für den Anfang oder das Ende des Brotes gibt es viele. Das Brot dazwischen bleibt Brot. Dank der inneren Wortlandschaft halte ich es aus, dieses Eingesperrtsein in mir selbst. Nicht teilnehmen können am Leben da draussen. Immer wieder. Schlechte Aussichten auf Besserung. Mein Innenleben ist wie ein Kinofilm, für den ich die Untertitel schreibe. Ich korrigiere die Sätze solange, bis sie genau sitzen. Wenn ich sie später zu Papier bringe, sind sie immer noch in meinem Kopf, als wären sie gedruckt.

Das Mädchen trägt das angebissene Brot heim über die grünen Wiesen, vorbei an Kühen und Höfen bis zum Ferienhaus, in dem sie Jahr für Jahr den Sommer verbringt. Hinter dem Haus beginnt der dunkle Tannenwald, der nachts rauscht und vor dem sich das Mädchen ein wenig fürchtet. Vor dem Haus ist freie Aussicht hinunter ins Tal. Liebliche Hügel unter blauem Himmel, ein kühler See und weit in der Ferne ein qualmender Kühlturm.

Damit die Wespen schlafen, steckt mein Kopf in einem Salatgitter, dann werden die Tierchen nicht geweckt. Gedanken und Gefühle sind jetzt zusammengepresst und eingenebelt. Ich funktioniere gut. Ich wecke die Kinder, schmiere Schulbrote, spüle Töpfe und gehe einkaufen. Dort treffe ich Leute. „Wie geht es dir?", fragen sie. „Gut",

antworte ich, obwohl das nicht stimmt. Aber wer sieht schon, dass auf meinem Kopf ein Salatgitterhelm sitzt? Solange der Helm dort sitzt, kann ich immerhin Spaghetti kochen, Wäsche waschen, Mails beantworten. Nur nicht Staubsaugen, Mixer einschalten, Zug fahren. Veranstaltungen gehen gar nicht. Viele Menschenstimmen sind schwer auszuhalten. Wird es laut oder unberechenbar, wacht der Wespenschwarm auf. Draussen höre ich das Gebrumm eines Traktors, es ist weit weg. Ich schliesse die Augen.

Das Mädchen läuft zu Werner, zusammen mit dem grossen Bruder. Werner freut sich immer, wenn die Kinder kommen. Er ist der Bauer vom obersten Hof am Waldrand. Jeden Abend sammelt er mit dem Traktor alle Milchkannen der anderen Höfe ein und bringt sie in die Hütte. Die Geschwister fragen, ob sie mitfahren dürfen. Werner lacht und nickt. Das Mädchen und ihr Bruder klettern hoch auf die Seitensitze direkt über den Traktorrädern. Und los geht es. Das Gebrumm gefällt dem Mädchen. Sie beobachtet genau. Werner hält immer wieder an und hievt die schweren Milchkannen auf den Anhänger. Manchmal kommt ihm ein Bauer mit dem Handwägeli entgegen und sie heben die Kanne gemeinsam auf den Anhänger. Dann tippen beide mit der Hand an die Kappe. Die Abendsonne leuchtet über die Hügel und das Mädchen spürt den Fahrwind im Gesicht und das Vibrieren der grossen Räder unter sich. Sie sind in der Hütte angekommen. Die Kinder springen hinunter und folgen dem Weg, den die Milch geht. Sie wird in ein grosses, rundes Becken geleert. Ein Milchschwimmbad. Hypnotisiert schauen sie zu, wie die Milch im Trog kreist. Wie Schlagrahmschlagen sieht es

aus. Die Milch fährt im Kreis und die Fliegen kreisen mit. Sie schwimmen um ihr Leben. Werner ruft. Die leeren Kannen sind bereits im Anhänger, die Kinder klettern auch hinein. In den Deckeln der Milchkannen, die jetzt umgekehrt auf den Kannen stecken, liegen Jogurt und Butter. Sie fahren zurück. Werner hält. Vorsichtig lupfen die Kinder die leeren Milchkannen vom Anhänger und rollen sie an den Wegrand. E.P. ist mit schwarzer Farbe auf zwei Kannen gepinselt. Das sind die Kannen vom Pfenninger. Sein Hof ist in der Kurve. Die Kinder stellen jede Kanne wieder an den richtigen Platz. Einmal links vom Weg, einmal rechts. Einmal mit Erdbeerjogurt im Deckel. Während der Fahrt sitzen die Kinder am Ende des Anhängers und lassen die Beine mit den Gummistiefeln baumeln. Sie schauen auf den Boden und beobachten, wie sich die Maserung des Asphalts je nach Geschwindigkeit verändert. Als der Traktor zu Hause ankommt, ist es fast dunkel. Werner bedankt sich bei den kleinen Helfern und wünscht eine gute Nacht.

Die Wespen sind ausgeflogen. Im Kopf ist es still. Der Traktor zieht in der Ferne seine Bahnen. Das Geräusch ist vertraut. Alles ist da. Meine Füsse sind am Boden und mein Kopf denkt sich nicht weg. Ich höre meine Stimme ohne Nebengeräusche. Meine Gedanken sind bei dem, was ich gerade tue. Die Ohren sind offen für andere. Ich höre mit dem Herz und fühle mit der Haut. Der Alltag wird Leben. Es ist wie Fliegen.

Sie ist früh wach und blickt aus dem Fenster des Ferienhauses. Alle schlafen noch. Draussen zwitschern die Vögel. Leise schleicht das Mädchen hinaus. Barfuss läuft sie auf die feuchte Wiese und pflückt einen Strauss voller Schlüsselblumen. Ein Reh frisst am Waldrand und hebt den Kopf in Richtung des Mädchens. Sie bleibt stehen, ohne sich zu bewegen. So ist der Wald heiter, sie fürchtet sich nicht. Im Bauch kribbelt es, weil sie dem Reh so nah ist. Ein Käfer kitzelt sie an den Füssen. Das Mädchen kratzt sich. Das Reh erschrickt und springt in den Wald. Ein Vogel fliegt auf. Das Mädchen wird diesen Moment nie mehr vergessen. Sie läuft mit den Blumen zurück und steckt sie in das rote Krüglein mit den weissen Punkten.

Ich kaufe einen Blumenstrauss und stelle ihn in einen grossen Wasserkrug. Die Bäume sind dicht belaubt und leuchten. Ich sehe in das Grün. Dort tummeln sich Eichhörnchen, die von Baum zu Baum springen. Und die Vögel bringen ihren Jungen das Fliegen bei. Manchmal setzt sich ein Vögelchen auf den Fenstersims.
Ich mache einen Spaziergang über die Hügel des Hinterlandes. Vertraute Hügelzüge. Die Landschaft ist zeitlos und grenzt mich nicht aus. Ihr ist es egal, ob ich mit oder ohne Salatsieb herumlaufe. Ich bin ein Teil von ihr und gleichzeitig ein Fremdkörper, der nicht wirklich hierher gehört. Ich stelle mir vor, ein Leben ohne Salatgitterhelm zu führen. Ohne ihn könnte ich... Aber bevor ich ernsthaft Pläne schmieden kann, kehren die Wespen zurück. Ich setze mich auf eine Bank. Mein Blick ist getrübt, das Grün sticht in den

Augen. Mit den Händen verdecke ich sie. Nur im Inneren ist klare Sicht. Mit dem Wespengebrumm im Kopf kehre ich um und lege mich ins Bett. Aufhören, denke ich, bitte aufhören. Ich höre das kleine Mädchen: „Ohne Regen kein Regenbogen."

Wie aus Kübeln haben die Wolken Wasser über die Landschaft gekippt. Ein Donner kracht. Im Schutz des Hauses ist es schaurig-schön. Das Mädchen verfolgt staunend den Lauf der zuckenden Blitze. Als das Gewitter vorbei ist, machen die Regentropfen am Fensterglas ein Wettrennen nach unten. Eine scheue Sonne leuchtet durch die Wolken. Da ist ein Regenbogen. Das Mädchen schaut auf und will ihn berühren. Sie rennt hinaus, um den Anfang des Regenbogens zu erreichen. Auf dem nächsten Hügel steht er. Dort kann sie ihn greifen. Doch je näher das Mädchen kommt, desto weiter weg scheint der Regenbogen. Sie läuft und läuft bis die Farben verblassen. Sie hätte so gerne ein Stück davon gehabt.

Ich warte, bis das Gewitter im Kopf vorbei ist. Endlich sehe ich den Regenbogen. Ich möchte die Welt retten, Bäume ausreissen und habe hundert Ideen.
Möglich sind nur kleine Momente des Glücks, aber die sind gross.
Ich gehe ins Dorf und kaufe ein Brot. Das Mädchen flüstert mir etwas ins Ohr. Ich schnuppere am warmen Brot und beisse hinein.